

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 283.

Freitag, den 4. Dezember 1903.

18. Jahrgang.

Aus aller Welt.

Verrerbung überzähliger Finger und Zehen. In dem Antik-Projekt hat die Frage der Familienähnlichkeit eine große Rolle gespielt. Die sehr charakteristische Merkmale in einer Familie sich vererben, beweist die Thatsache, daß überzählige Finger oder Zehen in derselben Familie seit mehreren Generationen vorkommen können. Ein französischer Thierarzt hat darüber kürzlich interessante Einzelheiten berichtet. So hat in der Familie Gaudon der Ur-Urgroßvater an jedem Fuße zwei große Zehen und an jeder Hand zwei Daumen. Diese waren bis zum letzten Gliede verwachsen; die letzte Phalanx war frei und jede trug ihren Nagel. Bei seinem Sohne, dem Urgroßvater, waren Hände und Füße regelmäßig gebaut. Der Sohn dieses Mannes, also der Großvater, besaß wieder an jedem Fuße zwei bis oben verwachsene große Zehen, deren jede einen Nagel trug. An den Händen waren die Daumen einfach, aber an jeder Hand waren der Mittelfinger mit dem Ringfinger verwachsen bis zur obersten Phalanx, wo sie sich trennten und jeder einen Nagel zeigte. Dessen Sohn, Gaudons Vater, hatte wieder, wie sein Urahn, an Händen und Füßen vierfache Daumen. Er ist kräftig, robust gebaut, gleich seiner Frau, die ebenso alt ist wie er. Dieser Ehe entsprossen 6 auffallend hübsche Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Die Hände und Füße der drei Söhne und der einen Tochter sind normal, aber die zweite Tochter hat an der rechten Hand zusammengewachsene Daumen und an der linken Hand, wie ihr Großvater, den Mittelfinger verwachsen mit dem Ringfinger. Die andere Tochter besitzt gleich ihrem Urahn und ihrem Vater, an jedem Fuße und an jeder Hand zwei Daumen. Von ihren fünf Kindern besitzen vier normalgebildete Extremitäten, bei dem fünften, einem Knaben, sind die beiden Daumen an den Händen in Gestalt eines verlängerten C nach außen gebogen. Einen ähnlichen Fall hat Quatrefage an Hühnern beobachtet. Ein Hahn mit zwei Sporen gab Anlaß zur Bildung einer neuen Spezies von vielzähligen Hühnern. Die Spielart hat sich verbreitet und in der ganzen Gegend findet man jetzt nur Hühner mit überzähligen Zehen. Der neue Typus erhält sich und wird sich ohne Zweifel noch weiter fortpflanzen, gleich wie sich in der Familie Gaudon die Vererbung der Finger an den Händen vererbt hat. Man kann aber auch den umgekehrten Fall nachweisen, nämlich, daß das Fehlen eines Fingers sich vererbt. Ein solcher Fall hat sich vor mehreren Jahren zu Neumarkt in Preußen zugetragen.

Eine Kugel aus dem lebenden Herzen entfernt. Eine Operation, die in den Annalen der Chirurgie wahrscheinlich einzig dasteht, hat Dr. Jöger v. Mantouff, von der Universität Dorpat, einer der geschicktesten praktischen Ärzte Rußlands, ausgeführt. Vor einigen Tagen wurde ein junges Mädchen zu ihm gebracht, auf das durch einen unglücklichen Zufall mit einem Revolver geschossen war, so daß ihm die Kugel ins Herz drang. Dr. v. Mantouff chloroformierte das Mädchen, öffnete dann die Brusthöhle und legte das klopfende Herz bloß. Die Kugel war in die Wandung des Organs gedrungen, ohne eine der Kammer zu verletzen. Der Chirurg entfernte mit einem leichten Druck beider Daumen die Kugel, wobei nur wenige Blutstropfen flossen. Die Wunde wurde darauf zugenäht, und wenige Tage später wurde das Mädchen völlig hergestellt entlassen.

Der Löwenmensch von Nizza. Ein seltsamer Mensch, dessen exzentrischen Neigungen während einiger Zeit die Bewohner von Nizza belästigt und interessiert haben, wurde dieser Tage als gefährliche Person verhaftet. Menschenmengen pflegten sich vor seinem Hause zu versammeln, um den „Löwenmensch“ zu sehen, wie man ihn benannt hatte. Der Mann ist der 57-jährige Graf Albert de Martens, der nach einem höchst abenteuerlichen Leben sich in seine Zimmer einschloß und „nach prähistorischen Ideen“ allein lebte. Sein langes, verwildertes Haar und sein betriebsfähiger Bart, die ihm über den Gürtel reichen, haben monatelange seine einzige Kleidung gebildet und in diesem Zustand hat er Stunden an seinem Fenster verbracht, gestikulierend und lauterwiesend zu den Vorübergehenden redend. Kürzlich begann nun der Graf die Leute, die nach seinem Fenster kamen, mit Steinen zu bewerfen. Vor einigen Tagen begrüßte er auch alle, die zufällig vorübergingen, mit einem regelrechten Bombardement. Die Folge davon war, daß der Polizeikommissar beschloß, den Grafen zu verhaften. Die Polizei hatte die größte Mühe, ihn festzunehmen. Schließlich wurde er festgenommen und an Händen und Füßen gebunden, in das Saint Pons-Hospital gebracht, wo er zunächst bleiben wird.

Der Aufzug mit den Pariser Zeitungsdrucken. Aus Paris wird der „Volkschen Zeitung“ geschrieben: Heulen und Jöhens nach einer furchtbar aufgeregten Nacht — dies war das Ergebnis der vom „Matin“ angestellten Verewbung um seinen letzten, 7000 Frs. betragenden Schatz. Die ganze Woche hatten Hunderttausende, Männer und Weiblein, Vornehme und Geringe, die Anlagen am Trocadero, dem Pré Catelan, la Muette und andere Stellen im Bois de Boulogne, die Parls Montfouiri und Monceau, die Cité-Insel und noch viele andere Örtlichkeiten in Paris unermüßlich abgelaufen, um diesen Schatz zu finden. Es gab große Zusammenrottungen, so daß die Polizei in diesem gehalten wurde. Am Trocadero wurden zwei Mitarbeiter des „Matin“ erkannt. Sie mußten ihre Hüte absetzen und von einigen Damen unterfuchen lassen, die sich gemerkt hatten, der Schatz sei, laut „Matin“, in Monneshöhe versteckt. Man suchte, wühlte und froch überall hin — bei Nacht mit Laternen; es gab auch Führer, die sich eine Gebühr von dem gefundenen Schatz ausbedungen. Auch jede Schwärmer fehlte nicht; am kühnsten war noch ein Herr, welcher einer Dame zuredete: „Nachher Frau suchen den Schatz? Ich bin ein solcher.“ Nachher er die ganze Woche seine Leser in Paris herumgeschleppt, verscherte der Penultimist des „Matin“, in der Sonntagsnummer würde die Stelle, wo der Schatz geborgen, endgültig in bestimmtester Weise bezeichnet sein. Die Druderei des Blattes wurde die ganze Nacht von einer immerfort anschwellenden Menge belagert. Um 5 Uhr riß man sich um die ersten Abdrücke. Und nun begann auch ein stürmischer Wehlauß nach der Cité, so daß sich die Fenster öffneten und die im Schlafe Ge-

störten erschrocken fragten, ob eine Revolution ausgebrochen oder ein Attentat erfolgt sei. In der engen Rue Raffillon, unweit Notre-Dame, wurde um 9 Uhr die auf 7000 Fr. lautende Schatzmünze hinter dem Gitter des Fensters eines Stallgebäudes entdeckt. Das Blatt hatte angegeben, zwischen dem fünften und sechsten Kladder des Schiffes. Wichtig, über dem Fenster ist das Wappen der Stadt Paris eingemeißelt: Ein Schiff mit Rudern. Wer aber hätte dies errathen können! Die Menge der getäuschten Sucher gerieth in Wuth, schrie „Verrath“ — wie immer, wenn irgend etwas mißlingt. Viele hatten in den letzten Wochen vergeblich gesucht, Arbeit und Geschäft hintangelegt, Geld ausgegeben; der Schatz war ihre „letzte Hoffnung“ gewesen. — Jetzt hat auch der „Petit Parisien“ seine Flasche entleert und deren Inhalt, 39 588 Weizenkörner, 1904 Gramm schwer, feierlich feststellen lassen. Nicht weniger als 1 314 801 seiner Leser hatten den Inhalt ähnlicher Flaschen gezählt und gemessen. Der Bleichschläger Varesi, dessen Flascheninhalt 39 588 Körner, demjenigen der Redaktionsflasche gleich kam, erhielt den ersten Gewinn. Es war bereits nachgewiesen worden, daß schon mit 100 000 Zählern das Blatt ein gutes Geschäft habe machen müssen. Daß es der Dummheit weit über eine Million sein würden, hatte niemand geglaubt.

Neue Namen erwünscht. Aus Kopenhagen wird berichtet, daß die Regierung einen Antrag eingebracht hat, wonach es dänischen Bürgern erleichtert werden soll, neue Namen zu wählen. Das ist durchaus nötig, da die dänischen Vaternamen sehr wenig mannigfaltig sind. Von den 500 000 Bewohnern Kopenhagens heißt jede zehnte Person Hansen. Andere sehr häufige Namen sind Petersen, Sørensen. Von je 100 Kopenhagener Kopenhagener haben 42 einen Namen, der auf „sen“ endigt. In einer anderen Stadt mit einer Bevölkerung von 20 000 Einwohnern sind nur 20 verschiedene Namen vertreten, was auf jeden Namen durchschnittlich 1300 Personen ausmacht.

Bachmannen an der bretonischen Küste. Die Bewohner der bretonischen Küste von St. Glouquet bis Plouescat haben jetzt eine große Zeit, dank der Freigebigkeit Reuters. Der Dampfer „Besper“, der bei der Insel Quessant scheiterte, hatte eine Ladung Wein in großen Fässern an Bord. Diese werden jetzt an der Küste und die Bewohner der glücklichen Küste bergen, allen Strandwächtern zum Trost, das willkommene Strandgut und halten hochanständige Orgien. Sobald ein Faß geborgen und in einem Gehöft untergebracht ist, werden die Nachbarn eingeladen und erscheinen bald darauf mit allen möglichen Kesseln und Eimern. Es geht dabei hoch her. In Molene tanzen die herabgefallenen Bürger um die leeren Tonnen. Ein Einwohner von Plouguerneau, der 3 Fässer gefunden hatte, hielt es für seine Pflicht, die Obrigkeit davon zu benachrichtigen. Einige Freunde lauerten ihm jedoch auf, banden ihn fest und tranken dann vor seinen Augen den Inhalt der Fässer aus, ohne ihm einen Tropfen davon abzugeben. Erst nachdem die Männer ihren Rausch ausgeschlafen hatten, wurde der Unglückliche aus seinen Fesseln befreit. Ein Mädchen desselben Dorfes fiel, während sie aus einem Faß trank, dessen Deckel entfernt worden war, in das selbe hinein und wurde halb ertrunken herausgezogen; ihre Gefährten tranken dann den Wein aus. Ebendort wurde ein Faß gefunden, das zu fest zwischen Felsen eingeklemmt war, daß man es nicht entfernen konnte; aber 30 Schiffer tranken daraus, bis sie alle betrunken waren. Die Polizeibeamten sind machtlos, dem Einhalt zu gebieten, da sie jeden Küstenbewohner auf einige 30 Meilen verstreut wäuten.

Ein Ueberfall im Kaufhaus. Aus Petersburg wird über einen Angriff von Räubern auf einen Engländer in Chassow-Jurt im Kaufhaus berichtet: Der Engländer Mr. Williamson, der Geschäftsvorsteher einer englischen Firma, die einen großen

Gandel durch Süßholzport unterhält, war an dem Tage, wo der Ueberfall auf ihn gemacht wurde, mit seiner Schwester und mit einer Summe von 100 000 R. von Jelisametpol zurückgekommen. Gegen 7 Uhr Abends brachen sechs Räuber plötzlich in sein Zimmer ein. Da der Angegriffene ganz benommen vor Ueberraschung war, war er nicht im Stande, sich zu verteidigen, und seine Angreifer brachten ihm mit ihren Dolchen eine Anzahl schwere Wunden bei und forderten ihn unter Drohungen auf, das Geld auszuliefern, das in seinem Besitz war. Mit einem Schrei, der seine Schwester warnen sollte: „Rette Dich, wir sind überfallen!“ — fiel Williamson zu Boden, ergriff beim Fallen aber noch einen ungeladenen Revolver. Als die Räuber jetzt ihr Opfer mit einer Waffe in der Hand sahen, wichen sie in einen Seitenraum zurück, da sie fürchteten, daß er feuern und dadurch Alarm schlagen würde. Mit Ausbietung der letzten Kräfte verschloß Williamson die Thür des Zimmers, in das die Räuber sich zurückgezogen hatten und es gelang ihm, durch das Fenster zu entkommen. Vor dem Hause fand er einen Wagen und ein Pferd und fuhr zu den Offiziersquartieren der Regimentsbaracken, die in der Nähe seiner Wohnung lagen. Dort hatte er nur noch die Kraft, eine Bitte um Hilfe vorzubringen, dann brach er, aus 18 Wunden stark blutend, zusammen. Die Offiziere eilten sofort zu der Schwester, um sie zu retten, und sie verjagten die Räuber, die jedoch schon die beiden Diener des Hauses ermordet hatten. Trotz der schweren Verwundung wird Williamson wohl genesen. Seine Haltung wird sehr bewundert, da die Räuber im Kaufhaus meist auf feinen Widerstand stoßen. Viele wohlhabende Bewohner zahlen ihnen sogar große Summen, um vor Ueberfällen sicher zu sein.

Saucen

... und zwar wirkliche

Saucen!

Eine Sauce sollte den eigenen Fisch und Gemüsegeschmack so recht erkennen lassen, oft ist es nicht so. Entweder ist sie geschmacklos und fade oder zu stark gewürzt, wodurch die Speise an Feingeschmack verliert. Sie wissen nicht, wie köstlich Saucen sein können, bis Sie dieselben zubereitet haben mit

Mondamin

nach eigenen erprobten Rezepten.

Verlangen Sie diese als „A.“-Buch sof. von Brown & Bolson, Berlin O 2 gratis und franco, und Sie kochen dann Saucen, welche wirklich Saucen sind, wohlschmeckend und anregend. Mondamin ist in Packeten à 60, 90, 15 Bg. überall erhältlich.

Eine Idee nur kann das Stück gewöhnlicher Seife größer sein als das einer guten Seife, eine Idee vielleicht auch billiger. Aber gerade diese kleine Differenz bildet den Unterschied, ob Sie Ihre Wäsche früher oder später faden müssen. Gute Seife ist etwas teurer als geringe, gute Seife schont aber die Gewebe, schlechte nicht. Wo bleibt da die Ersparnis, wenn man einige Pfennige im Jahr an Seife spart und seine Bett- und Tischwäsche nach kurzer Zeit wieder ersetzen muß? „Sunlight Seife“ ist eine vorzügliche Seife, schon durchaus die Wäsche, ist preiswert und ausgiebig und deshalb jeder Hausfrau zu empfehlen.

Nur einige Tage:

Restanten-Verkauf

einzelner Größen Cheviot Knaben-Hosen
" " farbiger Biber-Kleidchen
" " prim gefärbt Kinder-Leibhosen
" " wollener weißer Mädchen-Hosen
" " weißer Mädchen-Hemden
" " wollene Kinder-Strümpfe

Ausortirte Mützen für Knaben und Mädchen
Taschentücher mit gesticktem Buchstaben

zu jedem

annehmbaren
Preis,

ohne Rücksicht des Werthes.

Diese Waaren sind sämmtlich in Körben separat ausgestellt.

Verkauf nur gegen Baar!

Weder Umtausch noch Rücknahme.

Carl Claes, Bahnhofstraße 3.

1897

Trauringe

Kein Laden, — Grosses Lager. —

sowie alle Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter
Langgasse 3, I. Stiege, an der Marktstrasse. 900



Nr. 23

(2. Beilage)

Freitag, den 4. Dezember.

1903

Kiebes-Rebellen.

Roman von Roy-Tellet.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Wie wäre es dann, wenn Sie sich in Ihren Stuhl zurücklehnten und zum Fenster hinausschauten?“

„Mir ist's wirklich gleich,“ sagte Errima, indem sie eine halb ruhende Stellung annahm und den Kopf hinten anlehnte. Carolath war mit der Haltung ganz einverstanden. Vom Fenster her fiel das Licht voll auf sie und ließ die zarten Farben in ihrem Antlitz, das Dunkel der großen Augen und die üppige Fülle der starken Haarmassen, die ihr tief ins Gesicht fielen, vorthellhaft hervortreten. Und zum erstenmal sah nun auch Carolath das schöne Ebenmaß ihrer Gestalt. Die Taille war von jugendlicher Bartheit, ohne nach der Mode zusammengeknürrt zu sein.

„Das ist prächtig,“ sagte er beifällig, das Mädchen eigentlich nur mit dem Auge des Künstlers betrachtend.

Vielleicht machte Errima diese Unterscheidung nicht, jedenfalls erröthete sie lebhaft.

„Weshalb fangen Sie denn nicht an?“ fragte sie fast ärgerlich.

Noch war Carolath nicht so weit. Erst mußte die Staffelei zurecht gerückt werden. Er hatte gerade die Kohle zur Hand genommen, als Miß Bipan eintrat.

„Ich habe dich schon überall gesucht, Errima,“ begann sie, „und da finde ich dich endlich. Ich fürchtete schon, du hättest deine Verabredung vergessen.“

„Seine Verabredung, meinst du wohl,“ entgegnete Errima mürrisch.

„Verbessere mich nicht, Kind,“ sagte Miß Bipan entschieden.

„Versuche doch ein bißchen liebenswürdiger zu sein, wo jeder Mensch so freundlich gegen dich ist. Ich hoffe, Sie haben alles zur Hand, was Sie brauchen, Mr. Edwardes. Von Zeit zu Zeit werde ich natürlich nachschauen kommen, wie die Dinge hier stehen. Sie werden den rechten Moment festhalten müssen, wenn Sie ein hübsches Bild zu Wege bringen wollen. Der augenblickliche Ausdruck im Antlitz meiner Nichte zum Beispiel würde jedes Portrait unmöglich machen.“

Der Verweis war nicht unverbient. Errimas Büge zeigten einen halb stumpfen, halb ärgerlichen Ausdruck.

„Nun will ich mich aber nicht länger aufhalten,“ fuhr Miß Bipan fort. „Für die Kunst habe ich nicht viel Zeit übrig. Für die Armen und Unterdrückten giebt es noch viel zu thun. Mrs. Manley wird gleich mit neuen Mustern der rationellen Kleidung kommen.“

Carolath, der sein Antlitz nach Miß Bipan umgewendet hatte, schaute jetzt wieder auf seine Staffelei. Aber trotzdem er offenbar gar kein Interesse für den Gegenstand zeigte, ließ Miß Bipan sich doch nicht abhalten, weiter davon zu sprechen.

„Wir alle sind,“ meinte sie, „die Sklaven kleiner Zufälligkeiten, die insoweit eine Wichtigkeit gewinnen, die ihnen eigentlich nicht zukommt. Und ich denke, das, was zu jedem Menschen in unmittelbarer Beziehung steht, ist sein Anzug. Ist das nicht richtig, Mr. Edwardes?“

„Ich glaube wohl,“ murmelte Carolath verlegen, ohne die Blide von seiner Staffelei zu wenden. Er war ein bißchen in

Unruhe über die Richtung, welche die Unterhaltung zu nehmen drohte.

„Wir müssen also thun, was in unserer Macht steht,“ fuhr Miß Bipan fort, „die augenblicklichen Umstände so einzurichten, daß sie uns von Nutzen anstatt zum Hinderniß werden. Ich denke, das ist eine gesunde Philosophie, nicht wahr, Mr. Edwardes?“

Wieder stimmte Carolath murmelnd zu.

„Nun frage ich Sie, sind Röcke und Unterröcke nicht entschieden eher eine Belästigung als ein Vortheil?“

„Schätzen Sie nicht ein wenig vor Erkältung?“ fragte Carolath ganz schwächern.

Plötzlich ließ sich ein Geräusch wie von unterdrücktem Lachen im Zimmer vernehmen. Carolath blickte verwundert auf und gewahrte, daß Errima ihr Antlitz in den Händen vergraben hatte; das Lachen mußte unbedingt von ihr ausgegangen sein, denn Miß Bipans Gesicht zeigte einen ernsten, strengen Ausdruck. So hatte das junge Mädchen also Freude am Komischen! Das war für Carolath wieder eine neue, angenehme Offenbarung. Aber für Miß Bipan hatte sie durchaus nichts Angenehmes.

„Dein Benehmen, liebe Errima,“ begann sie in ihrem strengsten Tone, „ist wirklich unwürdig. Ich schäme mich deiner. Was soll mir Mr. Edwardes von dir denken? Wie kann man ein ernstes Gespräch fortführen, wenn du dich solch thörichtem, frampfhaftem Gesichter hingibst? Ich möchte nur wissen, was es überhaupt dabei zu lachen giebt?“

Errima blieb still, ohne das Gesicht aus den Händen zu nehmen.

„Ich wüßte wirklich nicht, was einem jungen Mädchen schlechter stünde als solch ein Grinsen,“ fügte Miß Bipan hinzu.

Die Bezeichnung für die Lustigkeit des jungen Mädchens, deren anmuthige Gestalt er soeben bewundert hatte, fand Carolath doch ein wenig hart, und sie erregte seinen Aerger.

„Es war ja nur ein Lächeln, Miß Bipan,“ sagte er.

„Ich wüßte nicht, daß man ein Lächeln hören kann, aber Lächeln oder Grinsen, gleichviel — jedenfalls war es ein Beweis von Unbildung und ein Zeichen von Nichtachtung.“

Dann schien ihr plötzlich einzufallen, daß es dem Plane ihres Bruders nicht sehr förderlich sein könnte, wenn sie Errima in des jungen Mannes Gegenwart so demüthigte, deshalb fügte sie einlenkend hinzu:

„Nun, wir müssen eben ihrer Jugend manches zu Gute halten. Sie meint es ja nicht schlimm.“

Jetzt ertönte unten an der Hausthüre die Klingel, und Miß Bipan eilte hinweg. Gleich darauf wurde Mrs. Manleys laute Stimme in der Halle vernehmbar.

„Wir werden eine große Scheere brauchen“, klang da die Stimme von der Treppe her. Ich glaube, ich habe sie nicht hoch genug geschritten.

Die Thür des Wohnzimmers war offen geblieben; Carolath schlug sie ein wenig heftig zu; dann vernahm er das Schließen einer anderen Thür, und nun klang Mrs. Manleys' gelles Organ nur noch in dumpfen, unartikulirten Tönen an sein Ohr.

Sie war offenbar hergekommen, um wieder eines ihrer Probleme zu lösen — diesmal war das Problem nur eine einfache Theilung.

Errima saß noch auf ihrem alten Platz, aber sie hatte noch nicht vermocht, ihren Zügen den gewohnten Ausdruck der Gleichgültigkeit zu geben; im Gegentheil — in ihren Augen zwinkerte es recht verrätherisch. Carolath wandte sich jetzt zu ihr.

„Verzeihen Sie, Miß Ravenshaw,“ begann er, „daß ich so unhöflich die Thür zuschlug. Ich fürchtete nämlich schon, die schreckliche Frau käme hier herein.“

„Was für eine schreckliche Frau?“ fragte Errima möglichst ernsthaft.

„Nun, natürlich Mrs. Manley. Ich würde mir doch nicht erlauben, einen solchen Ausdruck für Ihre Tante zu gebrauchen.“

„Nein; ganz recht; gewisse Dinge läßt man am besten ungesagt.“

„Mögen Sie diese starkgeistigen Frauen?“ fragte Carolath.

„Natürlich, ich muß meine Tante doch gern haben; das ist ja meine Pflicht.“

Carolath fand daß Errima im Begriff war, ein wenig aus sich heraus zu gehen, aber noch war ihm der Gedanke nicht klar zum Bewußtsein gekommen, als sie auch schon ihre alte, undurchdringliche Miene angenommen hatte.

„Würden Sie wohl die Freundlichkeit haben, die verabredete Stellung wieder einzunehmen?“ fragte er.

Ohne ein Wort der Entgegnung nahm Errima die gewünschte Haltung an.

„Ich danke sehr“, sagte Carolath. „Jetzt können wir anfangen. Uebrigens dürfen Sie getrost plaudern. Ich entwerfe ja vorläufig nur eine ganz flüchtige Skizze.“

Seine Aufforderung blieb unbeantwortet.

„Sie fühlen sich doch nicht etwa unbehaglich?“ fragte er freundlich nach einer Weile.

„Machen Sie sich doch darüber keine Gedanken“, entgegnete Errima ziemlich kühl.

„Ich thue es aber doch.“

Errima verzog leicht die Lippen, entgegnete jedoch nichts.

Während Carolath die Umrisse von Errimas Figur skizzierte war er gezwungen, sie aufmerksam zu studieren, und diese Zwangslage behagte ihm offenbar. Freilich, er haßte ja die Frauen, und Errima durfte keine Ausnahme bilden, aber er konnte sich doch nicht verhehlen, daß sie, wenn er sie betrachtete, seinem malerischen Sinn gefiel. Vom künstlerischen Standpunkt aus mußte er ihre Erscheinung tadellos finden. Er erkannte, daß ihr Gesicht, das ihm zuerst geradezu abstoßend erschienen war, nur häßlich wurde durch den düsteren, unfreundlichen Ausdruck, den es freilich zumeist trug. Die Gesichtszüge waren nicht gerade regelmäßig, nicht statuar; aber mit diesen herrlichen Augen, den schöngeformten Händen, dem zierlichen Munde konnte das junge Mädchen wohl für hübsch gelten, wenn sich nur jener finstere Blick aus ihrem Antlitz hätte bannen lassen. Ihm konnte sie natürlich niemals reizend erscheinen, er hatte von den Weibern übergenug.

Carolath war selbst ein wenig verwundert darüber, daß seine jetzige Beschäftigung ihm so viele Freude gewährte. Natürlich schrieb er das alles seiner Liebe zur Kunst zu. Es war ja auch angenehm für ihn, eine Beschäftigung gefunden zu haben, die in sein eintöniges Leben etwas Abwechslung brachte. Er hoffte nur, daß es auf die Dauer für Errima nicht zu ermüdend sei. Manchmal freilich wollte es ihm scheinen, als wäre ihre gleichgültige Miene nicht ganz aufrichtig. Aber die Sitzungen waren nun einmal notwendig, um den Doktor zu überzeugen, daß Carolath sich alle Mühe gebe, sein Wort zu erfüllen; er mußte — so viel als möglich sich in Errimas Gesellschaft zeigen, und seine Malerei kam ihm dabei sehr gut zu statten.

XVII.

Die Zeit verging für Carolath erstaunlich schnell, wie das immer zu sein pflegt, wenn das Leben ruhig und gleichmäßig dahinfließt. Deshalb erscheint auch alten Leuten die Zeit beflügelte; das Leben bietet ihnen keine Abwechslung mehr, es klingt ruhig aus.

Fast zwei Monate waren vergangen seit Carolaths Ankunft. Die Malerei hatte man eine Zeitlang fallen lassen, aber jetzt war sie wieder aufgenommen worden. Ein bis zwei Stunden wurden ihr täglich gewidmet. Carolath hatte von Anfang an die Staffelei so einrichten müssen, daß er bei seiner Arbeit sitzen konnte; für einen Invaliden, wie er es war, wäre das Stehen nicht geeignet erschienen. Seine Arbeit gewährte ihm täglich mehr Freude. Und Errima, obgleich sie freilich meist noch ihr schenes Wesen beibehielt, nahm oft ihm gegenüber unwillkürlich eine freundlichere Haltung an. Es schien, als sollte Dr. Bipan recht behalten. Carolath war jung und hübsch und so sympathisch in seinem Wesen, daß es jeder Frau schwer fallen

mußte, davon unberührt zu bleiben. Jetzt, da die jungen Menschen viel mit einander verkehrten, begann die Natur langsam ihr Werk, anscheinend gegen den Willen beider. Denn Carolath glaubte Errima, wie alle anderen ihres Geschlechts, zu haßten; und Errima, die offenbar ihre eigenen Gründe dafür hatte, dem jungen Mann zu mißtrauen, suchte ihn so viel als möglich von sich fern zu halten. Aber im Hintergrund lauerte das Geseh, abwartend und still wirkend, seine Zwecke verfolgend und über den Willen der Menschen gebietend.

Eines Tages machte Errima eine Bemerkung, die Carolath in arge Verwirrung brachte.

Sie scheinen heute weniger zu hinken, Mr. Edwardes“, meinte sie. Sie hatte ganz richtig gesehen.

Der junge Mann war des Hülfsmittels, das ihn zu hinken nöthigte, ein wenig überdrüssig und lockerte es von Tag zu Tag mehr. Heute nun hinderte es ihn fast gar nicht; als er durch das Zimmer schritt, vergaß er sich einen Augenblick und ging, fast ohne den Fuß nachzuziehen.

„Das ist so verschieden“, entgegnete er verwirrt, „heute kann ich zum Beispiel ganz gut gehen, aber morgen wird es sicherlich die alte Geschichte sein.“

Er konnte das getrost behaupten, denn morgen wollte er die Schaur eben wieder fester binden. Sein Lahmsein bot ja die einzige Erklärung dafür, daß er nie ausging.

Jetzt betrat Dr. Bipan das Zimmer, und so geräuschlos erschien er, daß weder Carolath noch Errima anfangs seine Anwesenheit gewahrten. Er hielt sich einige Augenblicke hinter einem Wandschirm, der sich in der Nähe der Thür befand, um sich im stillen zu überzeugen, wie der junge Mann mit seiner Nichte stand. Zufällig kam er gerade dazu, wie Errima sich ein wenig gehen ließ und eine Art Unterhaltung zwischen dem Maler und seinem Modell in Gang kommen wollte. Aber kaum wurde Errima seiner ansichtig, als ihr Benehmen sich sofort wieder änderte.

Der Doktor schaute spähend von einem zum anderen, und ein kaltes Lächeln voller Genußthumung flog über sein Antlitz.

„Ich sehe, Sie machen recht gute Fortschritte“, bemerkte er, über Carolaths Schultern schauend.

Die Bemerkung galt anscheinend nur dem Porträt, doch fühlte Carolath instinktiv, daß noch ein anderer Sinn darin verborgen lag. Der Gedanke war ihm zwar sehr unbehaglich, doch hielt er es für gerathen, den Alten bei guter Laune zu erhalten.

„Finden Sie, daß es Miß Ravenshaw einigermaßen ähnlich wird?“ fragte er.

„Nun, um die Wahrheit zu sagen“, meinte Dr. Bipan, „ich finde, daß Sie ihr ein wenig schmeicheln. So macht ihr jungen Leute es nun einmal.“

„Oho, da kann ich aber ganz und gar nicht mit Ihnen übereinstimmen, Herr Doktor“, rief Carolath viel ernster, als der Gegenstand es erforderte. „Ich kann wirklich nicht finden, daß ich das Bild auch nur im mindesten idealisirt habe.“

„Nun, Sie mögen wohl ein besserer Beurtheiler dafür sein als ich“, meinte der Doktor gutmüthig. „Ich sehe eben mit den Augen meiner siebenzig Jahre, Sie mit den Augen Ihrer zweiundzwanzig. Mit zwanzig sind die Augen enthusiastisch, mit siebenzig trügerisch.“

„Ihre sind wahrhaftig noch scharf genug, Herr Doktor.“

„Für mancherlei wohl. Mit dem Mikroskop zum Beispiel kann ich noch ganz gut arbeiten. Hingegen entgeht mir das Geröthen auf einer Mädchenvange.“

Errima war, während er sprach, lebhaft erröthet, der Alte mochte das vielleicht nicht bemerkt haben, wohl aber sah es Carolath, und er fand es sehr hübsch. Jetzt machte er sich daran, es auf seiner Leinwand wiederzugeben.

Dr. Bipan rückte die Augen noch einmal auf das Bild und schaute dann Errima an.

„Es ist doch erstaunlich“, meinte er, „wie in der Kunst etwas wahrhaft Schöpferisches zu liegen scheint. Sie haben da, so weit es bis jetzt zu beurtheilen ist, nicht nur ein hübsches Bild geschaffen, sondern Sie haben auch aus Errima ein wirklich hübsches Mädchen gemacht. Ihr Ausdruck hat sich merkwürdig verändert.“

Errima, die bei diesen Bemerkungen, die sich alle auf ihre Person bezogen, Quallen litt, bemühte sich so viel in ihren Kräften stand, ihre unfreundlichste Miene anzunehmen. Doktor Bipan behielt doch recht. Ohne daß sie etwas davon wußte, war eine Veränderung mit ihr vorgegangen, und sie brachte es jetzt gar nicht mehr fertig, so auszusehen wie früher. Ueberdies, was sie mit ihren Zügen auch immer anfangen mochte, dem Erröthen konnte sie nicht Einhalt thun, und roth werden hat immer etwas Verrätherisches.

Dr. Bipan bemerkte die Verwirrung und freute sich darüber. Unter Carolaths Einfluß schien das Mädchen gefügiger zu

werden. So war alle Aussicht vorhanden, daß seine Hoffnungen sich verwirklichten.

„Jetzt muß ich aber wieder fort“, sagte er. „Ihr jungen Leute habt freilich Zeit im Ueberfluß; wenn man erst siebzig geworden ist, erscheint einem jede Minute kostbar.“

Er wandte sich, um das Zimmer zu verlassen, mit demselben eifigen Lächeln auf den Lippen wie vorher. Errima folgte ihm mit den Augen, während er hinaus ging. Sie war wieder vollständig verändert und hatte sich in sich selbst zurückgezogen. (Fortsetzung folgt.)



Das Stillen.

Ein Mahnwort an Deutschlands Mütter.

Seitdem die moderne Hygiene in planmäßiger Arbeit die gefährlichen Auswüchse der Kultur bekämpft, hat sich immer mehr in ihren Aufgabekreis die Frage gedrängt, wie man der Geißel der Menschheit, der Tuberkulose, am wirksamsten zu Leibe gehen kann. Fehlen uns auch genauere Angaben über die Todesursachen in früheren Jahrhunderten, so ist es keine Frage, daß die neuere Zeit mit ihren Menschenanhäufungen an engen Plätzen, in Großstädten, die Möglichkeit der Ansteckungen vermehrt und die Anzahl der Todesfälle enorm gesteigert hat.

Den genialen Forschungen Robert Kochs ist es vor nunmehr 25 Jahren gelungen, den Urheber dieser mörderischen Erkrankung, den Tuberkelbazillus, zu erkennen. Allein auch heute ist der Streit unter den Gelehrten noch nicht geschlichtet, in welcher Weise dieser Bazillus wirkt und warum er den einen zum Tode führt, während er bei dem anderen wirkungslos bleibt. Ist es doch durch Leichenuntersuchungen zur absoluten Gewissheit geworden, daß 96 Prozent aller Menschen tuberkulös sind, ohne daß zum Glück die Krankheit diesen größten Teil der Menschheit hinrafft. Besonders lebhaft wird aber die Frage durchforstet, in welcher Weise die Ansteckung erfolgt. Ist auch heute eine Einigung noch nicht erzielt, so ist es doch fraglos, daß der Hals — die Mandeln — und der Magendarmkanal Eingangspforten bilden, und verunreinigte Speisen ebenso wie der Auswurf Tuberkulöser die Übertragung vermitteln. Die Beruhigung, die Kochs berühmter Londoner Vortrag brachte, dadurch, daß er die Unübertragbarkeit der Rindertuberkulose (Pest) auf die Menschen behauptete, währte nicht lange. Seine mehr auf logischen Konsequenzen statistischer Angaben beruhende Ansicht wurde durch die zahlreichen eindeutigen experimentellen Untersuchungen anderer Forscher zurückgewiesen. Auch Behring, der berühmte Entdecker des Diphtherie-Heilserums, hat in seinem Aufsehen erregenden Vortrag vor der deutschen Naturforscher-Versammlung in Kassel nachgewiesen, daß vorzugsweise die künstliche Ernährung der Säuglinge in den meisten Fällen die Ursache aller tuberkulösen Erkrankungen darstellt. Er sagt: „Bei den vielen Manipulationen, die beispielsweise mit einer in großen Städten käuflichen Milch vorgenommen werden, ehe sie vom Kuhstall in das Milchgefäß, von da in die Sammelgefäße des ländlichen Produktionsortes, dann auf dem Transport in die Stadt, in die Sammelmolkerei, hinterher bei der Abfüllung in die Kleingefäße für den Detailverkauf, schließlich in die Häuser der Konsumenten gelangt, würde es ein wahres Wunder sein, wenn nicht gelegentlich krankmachende, von den melkenden Personen und von den vielen Menschen, die später noch mit der Säuglingsmilch zu tun haben, herkommende Keime die Milch und dann schließlich die Milchkinde infizieren. . . . Die Behauptung, daß die Beschaffenheit der Säuglingsmilch verantwortlich zu machen ist für die großen Unterschiede in der Sterblichkeitsziffer für Milchkinde, wird heutzutage nirgends ernstlich bestritten. . . . Nach meinen diesbezüglichen Untersuchungen wird dieser Notstand durch die milchhygienische Forderung der Verabreichung von sterilisierter Milch nicht mit durchschlagendem Erfolg bekämpft werden können. Es ist mir sogar noch zweifelhaft, ob die Milchsterilisierung in ihrer jetzigen Handhabung überhaupt als hygienisch berechnete Forderung dauernd gelten kann.“ Man wird nun auch begreifen, daß trotz aller vorförmlichen Maßregeln die Kindersterblichkeit in Berlin z. B. bei den Flaschen Säuglingen eine sechsmal so große ist als bei den Brustkindern. Die tröstliche Hoffnung des langen Kochens der Milch (die Sterilisierung) hat sich also auch als trügerisch erwiesen.

So ist denn langsam zwar, aber allmählich die natürliche Aufzucht der Kinder durch das Stillen in das Pflichtbewußtsein der Mütter gekommen. Wenn es wahr ist, daß die Verabreichung der Kinderzahl eine sorgsamere und liebevollere Erziehung der wenigen Kinder ermöglicht, so wird es ein um so dringlicheres Gebot, diese in natürlicher Weise zu ernähren. Es ist zur Gewissheit geworden, daß die Gefahr der Übertragung von Krankheitskeimen auf Brustkinde minimal ist, weil nur in den seltensten Fällen Krankheitskeime aus dem Innern des menschlichen Körpers in die Milch übergehen. Man hat erkannt, daß die Lebenschance der Brustkinde eine unverhältnismäßig gesteigerte ist, und in Stockholm sah

Weding ein Findelkinds mit einer kaum nennenswerten Kindersterblichkeit. Aber jedes Kind hatte seine eigene Mutter.

Warum aber die mit Muttermilch aufgezogenen Kinder ungleich besser für das Leben ausgerüstet sind, ist heute sicher erwiesen. (Wir können dabei ganz davon absehen, wie viel größer natürlich die Sorgfalt bei einer stillenden Mutter ist, die in regelmäßigen Zwischenräumen ihr Kind selbst zu befohlen hat und es nicht der Obhut einer mehr oder weniger achtamen fremden Wärterin überläßt.) Die Untersuchungen des berühmten Baseler Physiologen v. Bunge haben gezeigt, daß zwischen dem Aufbau der Organismen und der Milch ganz bestimmte Beziehungen bestehen. Die Zusammensetzung der Milch in ihren wesentlichen Bestandteilen — eines der gewaltigsten Wunder der Schöpfung — ist von entscheidendem Einfluß auf die Wachstums- und Geschwindigkeit der Säugtiere. Je schneller ein Tier sein Gewicht verdoppelt, um so höher ist der Prozentgehalt an Eiweiß und Aschebestandteilen. Können wir auch nicht an dieser Stelle alle die Einzel-ergebnisse berichten, durch die Bunge tiefste Geheimnisse der Natur enthüllt hat, so ist aber die eine große Tatsache festgestellt worden, daß im Prinzip niemals die Milch einer Tiergattung für die Aufzucht einer anderen verwendet werden kann, daß also niemals Kuhmilch auch nur im entferntesten die Muttermilch ersetzen kann. Sehen wir doch auch, wie immer wieder neue Anordnungen für die Verdünnung der Kuhmilch mit Wasser für den Gebrauch der Kinder gegeben werden: Bald heißt es, die Milch stark zu verdünnen, bald weniger stark, bald reine Milch den Säuglingen zu geben.

400 Jahre sind verflossen, seitdem der verbrecherische Unfug der künstlichen Kinderernährung eingerissen ist. Gewiß war in manchen Fällen die Unfähigkeit der Mutter zum Stillen die Ursache, und es ist die erschreckende Tatsache zu konstatieren, daß die Fähigkeit der Mütter, zu stillen, in den Ländern der Kultur immer mehr und mehr abnimmt, und zwar scheint auch hier der Alkoholkonsum bei den Vätern die Ursache dieser Entartungserscheinung zu sein. Natürlich gibt es auch in dieser Entartung Zwischenstufen. v. Bunge rechnet jede Frau, die nicht neun Monate lang ihr Kind säugen kann, schon zu einer stillungsunfähigen. Wie entartet aber müssen die stillungsunfähigen Mütter der Zivilisationsländer sein gegenüber den unkultivierten Völkern, bei denen die Stillensdauer in der Regel viele Jahre währt. Das geht so weit, daß bei manchen Völkern die Mütter sechs bis sieben Jahre ihre Kinder säugen, und Bessels berichtet von den Eskimowebnern in King Williamsland, „daß es keineswegs zu den Seltenheiten gehöre, wenn ein 14- bis 15jähriger Junge, der soeben von der Jagd nach Hause zurückkehrt, die Brust seiner Mutter nimmt, um daran zu trinken.“ So kann es kein Wunder nehmen, daß oftmals eine Mutter mehrere Kinder verschiedenen Alters gleichzeitig nährt.

Bei diesen „unkultivierten“ Völkern ist die natürliche Ernährung der Kinder durch Muttermilch so selbstverständlich, daß überall da, wo eine Mutter nicht genügend Milch hat, eine Nachbarin helfend eintritt. Ja, von den Indianern in Paraguay wird sogar glaubwürdig berichtet, daß, wenn ein Säugling seine Mutter verliert, die Frauen, deren Brüste funktionieren, sich förmlich darum schlagen, das Kind nähren zu dürfen. Es ist begreiflich, daß bei diesen rohen Völkern, die in ihrer Rohheit wahrlich den unkultivierten Frauen ein mahnendes Beispiel sein können, eine große Menge von Mitteln bekannt sind, die die versagende Nahrungsquelle zu kräftigerem Spenden anregt. So find eine große Reihe — oft natürlich sehr abergläubischer und phantastischer — Hilfsmittel bekannt geworden, darunter auch Pflanzen, deren milchtreibende Wirksamkeit selbst nach modernen Untersuchungen ohne Zweifel ist. So wird berichtet, daß die Negerfrauen, deren Milchsekretion abnimmt, sich der Baumwollstaude bedienen. Man hat sich diese Erfahrungen in Europa vorzugsweise für eine rationell arbeitende Milchwirtschaft zu nutze gemacht, indem man die Nebenprodukte, die bei der Bereitung des Baumwollsaamens abfielen, bei wenig ertragreichen Kühen verfütterte und ein deutliches Ansteigen der Milchproduktion wahrnehmen konnte. Es war daher ein glücklicher Gedanke, daß man dieses Baumwollsaamenmehl so präparierte, daß es auch für den Magen eines modernen Menschen genießbar wurde. Auf dieses unter dem Namen Lactagol (Pearson) bekannt gewordene Präparat muß eine großzügige Hygiene aufmerksam machen. Die Hygiene hätte ihre Aufgabe nur halb erfüllt, wenn sie nur darauf hingewiesen hätte, daß das Nichtstillen der Kinder eine Hauptquelle für schwere Erkrankungen, vorzugsweise für die Tuberkulose ist, und wenn sie sich begnügt hätte, nur auf das Stillen als eine Ehrenpflicht der Mütter hinzuweisen. Sie mußte auch für alle diejenigen Fälle, in denen eine Verminderung der Stillungsfähigkeit vorlag, Unterstützung, eine Förderung schaffen. Das Zusammenwirken von Industrie und Wissenschaft, das im letzten Grunde die Höhe unseres kulturellen Fortschrittes darstellt, hat uns dieses aus den Erfahrungen der Naturvölker gefundene bereits genannte Mittel gegeben; und wir dürfen hoffen, daß in dem wieder erwachenden Pflichtbewußtsein der Mütter, das zur natürlichen Ernährung ihrer Säuglinge gebieterisch drängt, ein kraftvoller Bundesgenosse gefunden ist gegen die Tuberkulose und andere schwere moderne Erkrankungen in der hastigen Entwicklung moderner Kultur.

Dr. med. Th. Bloch (Berlin).



Wie Eigennamen entstehen.

Ueber die erste Entstehung der Eigennamen ist man sich beinahe noch nicht einig, und man wird dies auch so leicht nicht werden, da die Entstehungsurachen höchst verschiedene sind. In vielen Kulturländern wurden die Namen von den Gewerben hergenommen, und wir finden heute noch in Deutschland die Namen Müller, Krüger, Schuster, Schneider u. s. w., man nannte sich nach der bürgerlichen Stellung, welche die Leute bekleideten, wie Schulze, Voigt, man richtete sich mit dem Namen nach Charaktereigenschaften der betreffenden Persönlichkeiten, nach den Ortschaften und Gegenden, aus denen sie stammten u. s. w. u. s. w. Trotzdem gibt es aber eine große Menge von Eigennamen in allen Kulturländern, deren Ursprung sich schwer feststellen läßt; andererseits aber wieder eine Menge von Namen, welche höchst komische Wandlungen im Laufe der Zeit durchgemacht haben.

So wurde jüngst bei Gelegenheit einer Erbschaftsregulierung in Deutschland folgende eigentümliche Entdeckung gemacht: Vor einigen hundert Jahren gab es eine angesehene Familie Vlei. Als die gelehrte Zeit in Deutschland kam, in der man alle Eigennamen mit lateinischen Endungen versah oder sie vollständig latinisierte, nannte sich ein Mitglied dieser Familie Plumbum, was lateinisch bekanntlich Blei heißt. Einige Jahrhunderte später, als die lateinische Periode aufgehört hatte, ist aus dem lateinischen Plumbum, Blei, das plattdeutsche Plumbum entstanden und aus diesem zuletzt das hochdeutsche Pflaumenbaum. Man bewunderte die Umwandlung von Vlei bis zu Pflaumenbaum. — Noch origineller ist folgende Namensumwandlung:

Ein Schotte, namens Freyestone, siedelte sich unter Deutschen in Amerika an, welche seinen Namen in Feuerstein umwandelten. Als er später unter die englische Kolonie geriet, übersehten seine neuen Bekannten den Feuerstein wörtlich mit Flint und nannten den Schotten so. Sein Enkel zog nach dem Mississippigebiet, wo der Name Flint von Franzosen in Pierre-à-fusil (der französische Ausdruck für Feuerstein) umgewandelt wurde. Derselbe wanderte später nordwärts, wo der Pierre-à-fusil in das englische Peter Gun (Pierre = Peter, fusil = gun, Flinte) überseht wurde.

Noch sonderbarer aber ist die Entstehung spanischer Namen, und ein interessantes Beispiel dafür liefert die Familie der Grafen Puno-rostro. Der Urahn dieses gräflichen Geschlechts war Leijäger bei dem Kaiser Karl IV. Auf einer Jagd schossen der Kaiser und der Leijäger gemeinsam auf ein Rebhuhn, und jeder behauptete, getroffen zu haben. Als der Leijäger auf seiner Meinung beharrte, erklärte ihm der Kaiser, er lüge, und diese für einen Spanier so schwere Beleidigung brachte den Jäger dergestalt in Harnisch, daß er den Kaiser mit der Faust ins Gesicht schlug. Der kühne Jäger wurde festgenommen und zum Tode verurteilt. Es stellte sich heraus, daß er Recht gehabt hatte, das Geschloß auf seiner Flinte fand sich in dem Körper des getötenen Rebhuhns; der Kaiser hatte ihn also fälschlich beschuldigt. Der Kaiser wünschte nun den Mann zu retten und hoffte, er würde sich noch zu einer Abbitte bereit erklären. Der Kaiser ließ daher den Jäger vor sich führen und schalt ihn ob seines Benehmens. Der Jäger aber sagte mit Ruhe: „Majestät, wenn ich hundert Leben hätte und hundertmal den Tod durch Henkershand erleiden müßte, ich würde doch, wenn Ew. Majestät mich einen Vagner nannten, Ihnen die Faust ins Gesicht schlagen“ (puno en el rostro). „Nein, nein“, sagte der Kaiser, „du magst leben, denn ein Mann wie du würde meinem Reiche fehlen, sie sind nicht häufig.“ Der Kaiser schenkte dem Jäger aber nicht nur das Leben, sondern er wünschte ihn stets um sich zu haben, und als er ihn bald darauf zum Grafen erhob, legte er ihm in Erinnerung an jene Episode den Namen Puno-rostro bei.

Eigentümlichkeiten der Blinden. Es ist auffallend, daß ein ganz blinder sehr selten Raucher ist. An den Tabaksgenuß gewöhnte Soldaten und Seelen rauchten, wenn sie erblindeten, zwar noch eine Zeitlang fort, geben es aber meist bald wieder auf. Sie sagen, es gewähre ihnen kein Vergnügen, wenn sie den Rauch nicht sehen können, und manche behaupten, sie hätten gar keinen Geschmack vom Tabak, ohne die wirbelnden Wölken zu beobachten.



Unterricht für Damen und Herren.

Lehrfächer: Schönschrift, Buchführung (einf., doppelte, u. amerikan.), Correspondenz, Kaufmänn., Rechnen (Proz., Zinsen, u. Coito-Corrent), Rechnen, Wechsellehre, Kontorkunde, Gründliche Ausbildung, Rasche u. sicherer Erfolg. **Tages- und Abend-Kurse.**

NB. Neueinrichtung von Geschäftsbüchern, unter Berücksichtigung der Steuer-Selbsteinschätzung, werden bisserl ausgeführt. 3398

Holm. Leichter, Kaufmann, langj. Fachlehr. a. groß. Lehr.-Institut
Luisenplatz 1a, 2. Thorungang.

Akademische Zuschneide-Schule von Frl. J. Stein,

Bahnhofstraße 6, Hth. 2, im Adrian'schen Hause.

Erste, älteste u. preisw. Fachschule am Plage f. d. sämtl. Damen- und Kindergard., Berliner, Wiener, Engl. u. Pariser Schnitte. Leicht faßl. Methode, Vortr., prakt. Unterr. Gründl. Ausbildung f. Schneiderinnen u. Directr. Schül.-Aufn. tägl. Cost. w. zeichnen u. eingerichtet. Zailenm. incl. Futter u. Anpr. 125, Nachh. 75 Pf. bis 1 Mk. Hüften-Verkauf in Stoff u. Lack zu den bill. Preisen. Von jetzt ab an Samstagen Hüften zum Einkaufspreis. 6323

Lehr-Institut für Damen-Schneiderei u. Pnh.

Unterricht im Maßnehmen, Musterzeichnen, Zuschneiden und Anfertigen von Damen- und Kinderkleidern wird gründlich und sorgfältig erteilt. Die Damen fertigen ihre eigenen Costüme an, welche bei einiger Aufmerksamkeit tabellos werden. Sehr leichte Methode. Die besten Erfolge können durch zahlreiche Schülerinnen nachgewiesen werden. 5656

Pnh-Kursus

zur gründlichen Ausbildung. Material gratis. Sprechstunden von 9-12 und von 3-6. Anmeldungen nimmt entgegen Marie Wehrbein, Rengasse 11, 2. St.

Zuschneide-Akademie.

von Margarethe Becker, Mauergasse 15 I. (Ausgebildet auf der großen Schneid.-Akademie, Berlin).

Nur wirkf. fachgem. akad. Unterricht i. Musterzeichnen. Zuschneiden u. Anfertigen sämtl. Damen- u. Kinder-Garderoben.

Tüchtige Ausbildung zu Directricen und selbstständigen Schneiderinnen, sowie einfache Kurse zum Hausgebrauch. — Schnittmuster nach Maß für sämtl. Damen- und Kinder-garderoben. — Prospekte gratis und franko! 7033

Akademische Zuschneide-Schule

von Frau Francesobelli, Moritzstr. 44, I.

Unterricht in Maßnehmen, Musterzeichnen, Zuschneiden von Damen und Kindergard. Deutscher, Engl., Pariser, Wiener, amerikan. Schnitt. Leichte Methode, prakt. Unterricht

Schül.-Aufn. täglich. Honorar 10 M.

Schnittmuster nach Maß. Costüme werden zugeschnitten. 5451

Kochschule.

Kurse zu 40 und 60 Mark.

Unterricht in der feinen, sowie bürgerl. Küche, Garnieren und Anrichten.

Rheinstraße 38, 2.

9956

E. Pappelbaum Vorsteherin.

Neuestes Portemonnaie-Practicum

D. R.-Patent,

findet durch seine besonderen Vorzüge überall den größten Beifall, ist sehr elegant, leicht, flach, schmiegsam und biegsam, dauerhaft, da aus einem Stück; faßt viele Geldstücke ohne aufzutragen.

Preis Mk. 3.—

Ein extra starkes Haushalt-Portemonnaie in schwarz, roth und braun. Leder mit 7 Taschen. Offenbacher Waare. Preis Mk. 2.

W. Reichelt, Gr. Burgstraße 6.